

13.06.07

Goldenes Dreieck: Das Mohnanbau-Verbot freut die Drogenbekämpfer, aber bringt die Einheimischen in Not

Reis statt Opium - ein Deutscher schult Birmas Bauern um

Sabine Tesche

Viele hungern, die meisten können nicht lesen, und alle haben einen schweren Weg vor sich. Das Abendblatt besuchte Ralph Gust-Frenger von der Welthungerhilfe in einem der entlegensten Winkel der Erde.

Rangun/Birma. Ein Schlagloch reiht sich an das andere. Im Schneckentempo holpert der Jeep schon seit sieben Stunden die Serpentina hoch. Im Auto ist es eng und stickig. Doch die Aussicht entschädigt dafür: Die steilen Berge sind mit Dschungelpflanzen und Bananenstauden bewachsen, in den Tälern schimmern Reisfelder, dazwischen rauscht immer wieder ein Wasserfall. Ein Anblick von atemberaubender Schönheit.

Etwa alle 20 Kilometer haben Soldaten einen Checkpoint aufgebaut. Misstrauisch verlangen sie Pässe und Reiseerlaubnis. Denn in diese Gegend dürfen Ausländer nur mit Sondergenehmigung. Endlich öffnet sich die letzte Schranke; wir sind im Projektgebiet von Ralph Gust-Frenger, Projektleiter bei der Deutschen Welthungerhilfe. Es ist die relativ unabhängige Wa-Sonderregion im nördlichen Shan-Staat von Birma (heute Myanmar). Mit seiner nahen Grenze zu China und Laos ist er Teil des Goldenen Dreiecks, dieser geheimnisvollen Gegend, in der der Opiumhandel bis vor Kurzem die Haupteinnahmequelle war.

Doch seit zwei Jahren ist der Mohnanbau unter Androhung der Todesstrafe verboten. Was die Drogenbekämpfer in Europa und anderswo erleichtern mag, bedeutet für die einfachen Bauern in dieser Region ein wirtschaftliches Desaster. "Wir sind hier, um eine humanitäre Katastrophe der Bauern zu verhindern", sagt Gust-Frenger. Das Rauschgift hatte die Bauern nicht reich gemacht, doch es hat ihnen ihr Überleben gesichert.

"Die eine Hälfte des Jahres haben wir von unserem angebauten Reis gelebt, die anderen sechs Monate haben wir unser Essen von den Einnahmen der Mohnernnte gekauft. Wir hatten rund 300 Dollar im Jahr, davon konnten wir uns auch Kleidung kaufen. Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich meine Kinder ernähren soll", klagt Tasan (56). Dennoch wünscht er sich den Mohn nicht zurück. "Es gab hier zu viele Opium-Süchtige", sagt er.

Tasans zweite Frau Eang (46) stillt, während er erzählt, zwei ihrer fünf Kinder, das jüngste ist ein Jahr alt, das älteste sechs. Eang trägt den typischen schwarzen Wickelrock mit roten Streifen und eine Art Turban, ihre Zähne sind schwarz vom Betelnusskauen, etliche fehlen schon. Die Kinder im Dorf laufen in zerschissenen T-Shirts herum, und viele haben aufgeblähte Hunger-Bäuche. Sie leiden zudem unter Protein-Mangel und Würmern.

Das Dorf Sholo liegt weit abgelegen auf einem Berg und ist nur zu Fuß zu erreichen. Es gibt noch keinen sauberen Wasserzugang, keine Latrinen, keinerlei Hygiene. Durchfälle und Malaria sind hier die häufigsten Todesursachen. Durch sie haben Tasan und Eang ihre ersten Ehepartner und drei Kinder verloren.

Der Boden in dieser Gegend ist kaum fruchtbar, und die Hänge zu beackern ist mühevoll, weil sie so steil ansteigen. Wirklich gut gedeiht hier nur der Schlafmohn. "Die Menschen haben vorher schon unterhalb der Armutsgrenze von einem Dollar pro Tag gelebt, jetzt sind sie vollkommen mittellos. Sie haben kaum Nahrung für sechs Monate, fast alle in der Region sind unter- und mangelernährt. Fleisch gibt es höchstens zweimal im Jahr. Und ab Mai gehen sie in den Wald und graben Wurzeln aus", sagt Gust-Frenger.

Der 47-Jährige hat Landwirtschaft studiert und schon in Laos und Nordkorea gearbeitet. Seine Hilfsorganisation, die von der EU finanziell unterstützt wird, leistet im Wa-Gebiet für 6000 Menschen aus 30 Dörfern eine Mischung aus Nothilfe und Entwicklungsarbeit. Sie baut gemeinsam mit den Dorfbewohnern Schulen, Trinkwasserstellen und Straßen. Die Bauern bekommen für ihre Arbeit pro Tag und Person drei Kilogramm ungeschälten Reis ausgeteilt. "Essen für Arbeit" nennt sich das Programm, das den Bauern zum einen ihren Stolz lässt und sie zum anderen lehrt, sich als Gemeinschaft zu entwickeln.

"Wir verteilen außerdem Saatgut für Mais, Sojabohnen, Weizen und Sonnenblumen. Wir versuchen den Anbau von Kartoffeln und Früchten, doch wie das geht, müssen wir den Wa von Grund auf in Kursen beibringen", sagt Gust-Frenger. Mehr als 97 Prozent der Wa können nicht lesen und schreiben, viele von ihnen sprechen nur ihren Dialekt, obwohl Birmanisch als auch Shan im Shan-Staat die gebräuchlichen Sprachen sind.

Bis in die 70er-Jahre waren die Wa Kopfjäger. Die Häupter ihrer Feinde spießten sie an der Straße auf, um Geister fernzuhalten. Dazu dient dem Ehepaar Tasan und Eang eine Holzstatue vor seinem lang gezogenen, mit einer Art reetbedecktem Haus. Die mit Bambusmatten ausgelegte Hütte hat zwei dunkle Zimmer ohne Fenster. Den ganzen Tag brennt in der Mitte des Schlafraums ein offenes Feuer. Tasan und Eang haben gerade unter Anleitung von Welthungerhilfe-Mitarbeitern ihre Felder in Terrassen für Nassreis umgewandelt. Nassreis bringt bis zu zwei Ernten pro Jahr, ist auf die Dauer effektiver und weniger arbeitsaufwendig. Üblich ist in dieser Gegend jedoch der Anbau von Hochlandreis. Dazu roden und flämmen die Bauern ein Feld, dann graben sie Löcher und streuen den Reissamen ein. Nach nur einer Ernte ist das Feld für mehrere Jahre unbrauchbar. Die Bauern müssen sich also jedes Jahr ein neues suchen.

Weil Bauer Tasan als Einziger in dem 100-Seelen-Dorf für zwei Jahre zur Schule ging, wird er demnächst einen Kursus in elementarer Mathematik besuchen. Er soll zum Buchhalter des Dorfes ausgebildet werden und an dessen Entwicklung mithelfen. Auch für seine Teilnahme an dem Lehrgang wird er Reis bekommen, weil er in der Zeit nicht auf seine Felder kann.

Der ehemalige Opiumbauer träumt sogar schon von einer Schweinezucht. Bei diesem Plan wird die Welthungerhilfe dem Dorf helfen, indem sie einigen armen Bauern insgesamt fünf Säue zur Aufzucht zur Verfügung stellen wird. Werfen die Schweine, gehen zwei Ferkel an die Dorfgemeinschaft zurück und werden wieder verteilt. "Der Verkauf der Ferkel bringt den Dorfbewohnern das dringend benötigte Bargeld", erklärt Gust-Frenger.

Damit die Dorf-Projekte auch gelingen, haben der Deutsche und seine 25 einheimischen Mitarbeiter sogenannte Dorf-Berater ausgebildet. Diese stammen, um Vetternwirtschaft zu vermeiden, aus anderen Gemeinden. Sie müssen mindestens zehn Jahre zur Schule gegangen sein und sind Mittler zwischen den Wünschen der Dörfler und den Experten der Welthungerhilfe. Wewnut arbeitet seit fast einem Jahr als Dorf-Beraterin in Tala, einem großen, sauber wirkenden Dorf, das direkt an der Durchgangsstraße gelegen ist. Die Welthungerhilfe hat hier für die 66 Familien bereits sieben Wasserstellen und eine neue Schule errichtet. In Wewnuts Haus, das auch als Lagerraum dient,

versammeln sich einmal im Monat die Dorfältesten und beraten über Projekte für ihr Dorf. Viele bauen inzwischen Nassreis an Terrassen und Mais auf ihren Feldern an. Ihr jüngster Plan sind Fischteiche, denn die Fische lassen sich verkaufen und sind gut gegen den vorherrschenden Proteinmangel.

"Vorher war es hier im Dorf sehr schmutzig, kaum ein Kind ging zur Schule, viele hatten Durchfall", erzählt die ehemalige Grundschullehrerin Wewnut. Sie hat Hygienekurse gegeben, ihnen die Benutzung einer Latrine gezeigt und jedes Elternpaar einzeln überredet, seine Kinder zur Schule zu schicken. Wer weniger als 20 Prozent im Monat fehlt, bekommt zehn Kilogramm Reis mit nach Hause, als Kompensation für den Ausfall der kindlichen Arbeitskraft "Inzwischen hat sich die Zahl der Schüler von 30 auf 60 verdoppelt", sagt die junge Frau stolz. Für ihr Engagement erhält sie 100 US-Dollar im Monat, das Siebenfache dessen, was sie als private Lehrerin bei einer Baptistengemeinde verdient hat.

Bis 2008 geht vorläufig das Projekt der Deutschen Welthungerhilfe, Gust-Frenger hofft jedoch auf eine Verlängerung um mindestens drei Jahre - auch vonseiten der birmanischen Regierung. "Unser erstes Ziel ist es, dass die Menschen hier mindestens für zehn Monate im Jahr Nahrung haben. Doch bis 2008 kann man nur viel anschieben, aber um wirklich nachhaltig zu arbeiten, müssten wir länger hierbleiben", sagt er.

- Spenden: Deutsche Welthungerhilfe, Sparkasse Köln/Bonn, BLZ 370 501 98, Konto: 1115, Stichwort: Birma.

© Hamburger Abendblatt 2018 – Alle Rechte vorbehalten.

Quelle: <https://www.abendblatt.de/politik/ausland/article108995606/Reis-statt-Opium-ein-Deutscher-schult-Birmas-Bauern-um.html>